

6. Situierete Methodologie

Forschungssituationen und ihre Uneinheitlichkeit

Wenn wir uns den Begriff ‚dokumentieren‘ in seinen Sprachspielen ansehen (vgl. Kapitel 5), dann kann ein besonderer Zusammenhang festgestellt werden: *Spielarten des Dokumentierens* haben mit unterschiedlichen Konstellationen von Wissen und Nichtwissen zu tun und lassen sich als Wissensweisen idealtypisch reformulieren. Hierin besteht eine Familienähnlichkeit (nach Wittgenstein), doch damit hört die Verwandtschaft nicht auf. Sobald nur eine der Spielarten gewählt und befolgt wird und andere sublimiert werden, treten Unzulänglichkeiten auf. Überprüfen lässt sich das anhand der Frage: Wann genau macht es keinen Sinn, eine der *vier Spielarten des Dokumentierens* exklusiv zu befolgen? Was wäre – rein hypothetisch, denn praktisch ist das gar nicht möglich – der Preis, wenn dies ernsthaft versucht würde?

Methodologischer Dogmatismus auf dem Prüfstand

Welche Folgen hätte es, beispielsweise die *dokumentarische Methode der Interpretation (DMI)*, die auf das Gelingen von Verständigung zielt, beim Forschen regelrecht zur Maxime zu erheben? Immer-schon-wissendes Sehen würde fragendes Gucken ersetzen und es bliebe keinerlei Spielraum für sinnasketische Entdeckungsstrategien oder das produktive Einklammern der eigenen Vorannahmen (*Epoché* nach Husserl). Dies käme einem Verlust der Differenz zwischen Alltags- und Forschungspraxis gleich. Die Generierung neuen Wissens würde zum bloßen Abfallprodukt permanenter Anwendungen des Gewussten und uninteressant.

Von unterschätzter Relevanz ist jedoch die Umkehrfrage: Welche Kosten entstehen, wenn ich mich konsequent darum bemühe, *DMI* beim Forschen zu umgehen? Auch hierfür gilt eine Misserfolgsprognose. Ethnograph:innen sind Teilnehmende an einem Alltag des Forschens, für den dieselben Regeln der Verständigung gelten wie für jede Alltagspraxis. Forschungsprozesse, so sehr sie auch ihre Opposition zur Alltagspraxis herauskehren, sind ohne ‚dokumentarisches Interpretieren‘ undurchführbar. Verständigung in Forschungszusammenhängen zu berücksichtigen, zu würdigen – ja zuweilen ohne Gegensteuerung zuzulassen – würde Forschende nicht davon ausnehmen, einen Forschungsalltag zu leben, in dem gewusst und Wissen unterstellt wird. Im Rahmen einer pragmatischen Methodologie, darauf komme ich noch zu sprechen, ist es möglich, auch gegensätzliche Strategien und Effekte (noch nicht wissen – immer schon wissen) miteinander zu kombinieren.

Praktiken wiederum, die sich am *starken Dokumentieren* ausrichten, bemühen sich um ein möglichst perfektes Einklammern eigener Vorannahmen, doch in Reinform wäre *starkes Dokumentieren* von Feldaufenthalt mit der Kamera über die Materialbearbeitung bis hin zur Erstellung einer Ergebnispräsentation mit abnehmender Tendenz effizient. Übergänge vom Gucken zum Sehen oder vom Fragen zur Formulierung möglicher Antworten erfordern es, Wissen auch ein- und nicht allein auszusetzen. Wer noch beim Publizieren davon ausgeht, dass die verwendeten Materialien vorgeben, wie sie zu zerlegen und zu montieren sind, läuft Gefahr, dieser Vision nicht genügend autorielle Reibungsfläche zur Seite zu stellen. Wenn eine Ästhetik der Langsamkeit ausufert, kann dies zu Ergebnissen führen, die langweilen. Das Ideal einer nicht eingreifenden, nicht Position beziehenden und stets auf ihr Nichtwissen bedachten Forschung – bzw. einer Beobachtung ohne Beobachtende – führt im dogmatischen Fall mit Sicherheit zum Scheitern des Forschungsvorhabens.

Wenn wir uns hingegen dekonstruktives *Antidokumentieren* genauer anschauen, dann scheint dies für eine retrospektive Forschungsphase durchaus ein adäquates Konzept zu liefern, da es einen Ebenenwechsel

zu organisieren hilft, der es ermöglicht, methodologische Überlegungen zur eigenen Forschungspraxis anzustellen. Wer jedoch *Antidokumentieren* auf jeden Moment im Forschungsprozess anzuwenden versucht, gerät in größte Schwierigkeiten, denn Forschende, die sich auferlegen, permanent ihr Tun beim Tun zu hinterfragen oder beim Reden die Konstruktion des Gesagten aufzudecken, kommen ins Stolpern; zwei Gegenstandsebenen geraten miteinander in Konflikt, der Forschungsgegenstand und die Beschreibung seiner Herstellung, was Störfrequenzen verursacht. Forschung durchgehend in ein reflexives Projekt zu verwandeln wäre eine mögliche Lösung, doch würde dies den Verzicht auf sämtliche Themen bedeuten, die sich nicht ausdrücklich mit der Konstruktivität von Forschung befassen. Dogmatisches *Antidokumentieren* verursacht daher ebenfalls nicht geringe Kosten, die darin bestehen, für die Gegenstandsbezüge der angefochtenen Spielart *starkes Dokumentieren* keinen Ersatz bieten zu können.

Ausschließliches Befolgen von *paradoxem Dokumentieren* würde Kosten verursachen, indem sich der angeworfene Wissensgenerator nicht mehr abschalten ließe, auch nicht vorübergehend. Die *Weder-noch-Varianten* würden sich als Ergebnisverhinderungsmaschinen herausstellen und Beobachtungsergebnisse Gefahr laufen, „no-thing“ (Minh-ha 1998: 322) zu sein. Beim ethnomethodologischen *Sowohl-als-auch* ergibt sich im Falle einer dogmatischen Umsetzung eine andere Problematik, die eines blinden Flecks. Durchgehendes Aussetzen der Reflexion eigener Konstruktionen führt dazu, dass die paradox angelegte Forschungsstrategie dennoch in Richtung eines *starken Dokumentierens* kippt und in der Folge auch dessen Kosten (s.o.) zu verbuchen sind. Das untersuchte Programm einer soziologischen Ethnographie hingegen plädiert für pragmatische Verfahrenswechsel in Abhängigkeit von Forschungsphasen, und indem die Forschenden in ihren Orientierungen, Haltungen und Praktiken zwischen Gegenstandsbezug und Forschungsreflexivität abwechseln, entkommen sie weitgehend dem Dilemma der blinden Flecken. Allenfalls würde es negativ zu Buche schlagen, wenn diese Variante des *Sowohl-als-auch* wie ein Tanz auf heißen Kohlen betrieben würde

und jeder zu lange Aufenthalt auf einer der beiden Seiten als Gefahr gedeutet würde, sich dabei die Füße zu verbrennen.

Ethnographisches Forschen, so darf angesichts dieser Bilanzierung angenommen werden, folgt in der Praxis keinen methodologischen Reinheitsgeboten, ganz im Gegenteil: Im Interesse gelingender Forschungsprozesse besteht ein implizites *Gebot methodologischer Inkonsistenz*.⁸⁴ Da die vier *Spielarten des Dokumentierens* als exklusive Strategien nicht taugen, ist es naheliegend, ihre Komplementarität zu beleuchten. Dies aufzugreifen und konzeptuell umzusetzen, bedeutet einen Paradigmenwechsel vom Wahrheitstheoretischen zum Pragmatischen, vom Richtigen zum Passenden. Kurz: Erlaubt ist, was Forschung gelingen lässt. An die Stelle ideologisch begründeter Positionen tritt somit eine pragmatische Sicht auf *Spielarten des Dokumentierens* als schlichtweg *nützliche Fiktionen*, die beim Versuch ihrer Befolgung unterschiedliche Effekte ausüben, die es zu kennen und hervorzubringen (also auch zu können) lohnt.

Im Rahmen einer solchen Heuristik kann der in Verruf geratene Realismus phasenweise als ein willkommener Effekt rehabilitiert werden: Es macht durchaus Sinn, Figuren der Offenheit und Leere (*starkes Dokumentieren*) vorübergehend zu nutzen. Die als Allheilmittel propagierte Reflexivität (*Antidokumentieren*) darf im Gegenzug in ihre Schranken verwiesen werden: Es macht keineswegs zu jedem Zeitpunkt Sinn, beim Forschen Konstruktivität ins Bewusstsein zu rufen. Aus dem *Entweder-oder* der seit den 1980er Jahren geführten Debatten („Dokumentierst Du noch oder interpretierst Du schon?“, fragen die einen, „rekonstruierst Du noch oder registrierst Du schon?“, die anderen) wird reflektiertes *Sowohl-als-auch*. Zu den passenden Zeitpunkten ein- und wieder ausgesetzt tragen die Effekte, die sich aus dem Befolgen der einen oder einer anderen *Spielart des Dokumentierens* ergeben, zum Gelingen

84 „Es ist ein Inkonsistenzgebot, so scharf ist es eigentlich“, formulierte Stefan Hirschauer bei einer Diskussion meiner entstehenden Studie zu den Spielarten des Dokumentierens im Rahmen des Bielefelder *Kolloquiums für Kultursoziologie* (am 19.11.1999).

und zur Qualität der Forschungsprozesse bei. Konkret folgt daraus, dass methodologische Strategien und epistemische Praktiken – darunter ‚dokumentieren‘ – von Forschungssituation zu Forschungssituation unterschiedlich situiert und von daher nicht dieselben sind. Nachdem eine *disunity of science* (vgl. Galison/Stump 1996; Knorr Cetina 1999: 2) längst ausgerufen wurde, ist es an der Zeit, eine *disunity of methodology* nachzureichen. Welche Chance liegt darin?

Paradoxien des Forschens, wie noch nicht und doch schon wissen, wahrnehmen und imaginieren, in den Blick geraten lassen und in den Blick nehmen, entdecken und hervorbringen, dokumentieren und visualisieren usw., lassen sich nur prozessual bewältigen; fortlaufende Prozesse heben das Gerinnen zum Paradoxen im Zeitfluss auf. Dokumentarfilmerin Voss spricht von ‚Balancen finden‘.

Ich habe im Montageprozess, in dem die Erzählung hergestellt wird, das Gefühl, mich in Paradoxien zu bewegen, aus denen kein Entkommen ist. Es geht aber auch nicht um das Entkommen. Es geht um das Finden von Balancen. Der Autor und sein Material, Linearität und Nicht-Linearität, Ordnung und Un-Ordnung, Vor-Geschichte und Erneuerung, Fertigstellen und Nicht-zu-einem-Ende-kommen. (Voss 1998: 9)

Balancieren. Dem ‚Fallen‘ in die eine oder andere Richtung entgegenwirken durch ausgleichendes Pendeln oder ausgewogenes Schweben – in jedem Fall durch eine Bewegungsweise. Wie lassen sich methodologische Strategien im Forschungsprozess ausbalancieren?

Um die Zeitpunkte besser bestimmen zu können, an denen methodologische Strategien förderlich sind oder sich als hinderlich erweisen, greife ich auf das Modell der (mittlerweile) sieben Forschungsphasen (S. 83 in diesem Buch) zurück und gehe davon aus, dass wir es dabei nicht allein mit Phasen, sondern zugleich mit unterscheidbaren Situationen des Forschens zu tun haben: Erschließung eines Feldes, Feld- und Laborphasen, Phasen der Publikation und Rezeption, der Reflexion oder

der Anwendung stellen ihre spezifischen Anforderungen. Hieran knüpfe ich mit der Konzeption einer *situierten Methodologie* an.⁸⁵

Pragmatische Registerwechsel

Wie können Spannungsverhältnisse und Bewegungsmomente zwischen Nichtwissen und Wissen im gesamten Forschungsprozess *situiert* gestaltet werden? Auf diese Frage zu antworten ist das Motiv *situierter Methodologie*. Anhand eines pragmatischen Prozessmodells (Tabelle 1) lassen sich methodologische Wechsel vorstellen: Jeweiligen Forschungssituationen werden intermethodologische Register zugeordnet, in denen Wissen, Nichtwissen, Prozesswissen und reflexives Wissen stets zusammenwirken. Doch jeweils ein Wissenstypus wird dabei zur LEITFIKTION erklärt und gegenüber den anderen hervorgehoben, so entfalten sich diverse Effekte. Die Register ‚klingen‘ sozusagen verschieden, je nachdem, welches Instrument gerade den Ton angibt.

Ein solches Modell stellt kein Rezeptbuch für die Praxis dar und auch keine strikte zeitliche Abfolge von Situationen und Phasen. Es dient zur Orientierung und reflexiven Forschungsprozesssteuerung bezüglich der Anpassung methodologischer Haltungen und Praktiken an unterscheidbare Situationen des Forschens und ihre jeweiligen Anforderungen.

85 Ein pragmatischer Umgang mit den *vier Spielarten des Dokumentierens* und die Modellierung ihrer *situierten Kombinatorik* gehören zum Profil der *Kamera-Ethnographie*. Seit einigen Jahren verwende ich dafür den Begriff *situierte Methodologie* (vgl. Mohn 2013: 186).

Pragmatisches Prozessmodell

Felderschließungsphasen	Feldphasen
<i>Begegnung und Austausch in partizipativen Settings</i>	<i>Filmen als Suchbewegung und Ortungsversuch</i>
Nichtwissen z.B. VORWISSEN Prozesswissen reflexives Wissen	NICHTWISSEN Vorwissen Prozesswissen reflexives Wissen
Laborphasen	Publikationsphasen
<i>Zerlegen als Zeitversuch und Montieren als Ordnung auf Probe</i>	<i>Ergebnisse formulieren als positioniertes Zeigen</i>
Nichtwissen Vorwissen PROZESSWISSEN reflexives Wissen	Nichtwissen neues VORWISSEN Prozesswissen reflexives Wissen
Rezeptionsphasen	Reflexionsphasen
<i>Rezipieren als situiertes Erblicken und Chance zum Dialog</i>	<i>Reflektieren als Kompass im Differenzraum</i>
Nichtwissen z.B. VORWISSEN Prozesswissen reflexives Wissen	Nichtwissen Vorwissen Prozesswissen REFLEXIVES WISSEN
Anwendungsphasen	
<i>Gesellschaft als Labor</i>	
Nichtwissen Vorwissen z.B. PROZESSWISSEN reflexives Wissen	

Tabelle 1: Pragmatisches Prozessmodell
der Kamera-Ethnographie.
Eigene Darstellung

Das Modell ist modifizierbar gedacht: So kann eine Rezeptionsphase beispielsweise daraufhin angelegt sein, Sichtweisen und Meinungen der Rezipierenden in Erfahrung zu bringen. Dies entspräche einer Feedbackstrategie und wäre am *Vorwissen* des Publikums orientiert; im Umgang mit einem Rezeptionsereignis kann der Akzent jedoch auch auf ‚forschende Rezeption‘ gelegt werden und sich folglich eher an dessen (noch) *Nichtwissen* ausrichten. In einer *Laborphase* mag *Prozesswissen* den erwünschten Effekt haben, nicht vorschnell produkt- und publikationsorientiert zu arbeiten und sich auf Versuche mit noch offenem Ausgang einzulassen. In einer *Publikationsphase* wiederum lässt sich *neues Vorwissen* anders gewichten als in einer Laborphase. Doch auch dies ist nur eine der möglichen Optionen, so kann beim Publizieren dem *reflexiven Wissenstypus* wahlweise eine höhere oder geringere Bedeutung beigemessen werden; würde Reflexivität jedoch in dieser Situation zur Leitfiktion erhoben, dann bliebe dies nicht ohne Wirkung – ein anderer Gegenstand der Publikation käme dabei heraus. *Anwendungsphasen* können zur Forschungssituation werden, wenn die methodologische Orchestrierung passt. Eine Orientierung an der Unabgeschlossenheit von Veränderungen durch Hervorhebung von *Prozesswissen* mag die Verwandlung von Praxisfeldern in Experimentierfelder unterstützen.

Auf eine pragmatische Weise (und nur so) ist es möglich, diverse Wissenstypen sowohl in ihrer Spezifik als auch in ihrem Zusammenwirken dann und dort zum Zuge kommen zu lassen, wo sie die Qualität und Dynamik des Forschens voranbringen. Forschungspraktiken werden somit im Rahmen einer *situierten Methodologie* nicht allein auf ihre Gegenstandsangemessenheit hin reflektierbar, sondern auch in Bezug auf ihre Prozessangemessenheit gestaltbar. *Situierte Methodologie* stellt eine reflexive methodologische Rahmung der Hervorbringung konkreter Forschungsprozesse und ihrer Gegenstände dar.

Was die Prozesse angeht, bedeutet *situierte Methodologie* eine pragmatische Orientierung der Forschungsstrategien und -praktiken an wechselnden Forschungssituationen. Dies tangiert nicht zuletzt das Set an Rollenbildern, in denen Forschende, Beforschte und Publikum sich

begegnen und miteinander kooperieren. Mit der sicherlich zentralen Rolle von Ethnograph:innen als den im Feld und vom Feld Lernenden ist es nicht getan. Das Proklamieren einer *uneinheitlichen Methodologie* führt nicht allein zu Forschungspraktiken, die sich in unterschiedlichen methodologischen Registern zurechtfinden, von einem Rollenmix kann ausgegangen werden, der ähnlich heterogen und zugleich komplementär ausfällt, wie die *Spielarten des Dokumentierens* selbst. Es ist naheliegend, auch mit den eigenen Rollenbildern beim ethnographischen Forschen pragmatisch statt ideologisch umzugehen und Rollen einzunehmen, die den jeweiligen Herausforderungen im Forschungsalltag gerecht werden. Dazu gehören ebenso Rollen, die mit Entwurf, Imagination, Positionierung und Differenzentfaltung zu tun haben, wie auch solche, die Kontrollverlust, Hingabe und produktives Chaos beinhalten und die Aufnahmebereitschaft für neue Erfahrungen begünstigen.

Im Rahmen einer *situierter Methodologie* der Frage nachzugehen, wie medienethnographische Forschungspraktiken jetzt und wie dann, wie hier und wie dort situiert sind, ist sicherlich interessant. Anzunehmen ist, dass die im Alltag des Forschens beobachtbaren Praktiken neben Gegenständen des Forschens auch Methodologien und Medien, Disziplinen, Professionen und Netzwerke, Bewertungskriterien, Forschungsstile und einiges mehr bewirken, erhalten und verändern.

Wissenschaftsforschung sagt nicht, dass Fakten „sozial konstruiert“ sind; sie ruft nicht die Massen dazu auf, die Laboratorien zu plündern; sie behauptet nicht, dass die Menschen für immer von der Außenwelt abgeschnitten und in den Zellen ihrer eigenen Perspektiven gefangen sind; und sie sucht nicht die Rückkehr in eine reiche, authentische und menschliche vormoderne Vergangenheit. Am merkwürdigsten in den Augen der Sozialwissenschaftler erscheint wohl, dass sie nicht einmal kritisch, entlarvend oder provokativ ist. Wissenschaftsforschung hat einfach nur die Aufmerksamkeit von der Theorie der Wissenschaft *auf ihre Praxis* verschoben (Latour 2000 [1999]: 360f.).

Nachdem Forschungsprozesse als Zusammenhänge betrachtet wurden, die uneinheitliche Situationen umfassen, soll es im Folgenden um den Beitrag *situierter Methodologie* zur Gegenstandskonstitution gehen.

Differenz des Situativen

Situierte Praktiken sind einerseits Forschungsgegenstand der Beobachtungen, Beschreibungen und Verbildlichungen praxeologisch orientierter Ethnograph:innen. Andererseits handelt es sich auch bei dem, was die Forschenden tun und lassen, um situierte Praktiken. Die im Forschungsfeld situierten Praktiken werden durch nicht minder situierte Praktiken der Forschenden erkundet und dabei bezieht sich die jeweilige Situierung nicht auf ein und dasselbe. Praktiken der Forschenden sind in Situationen des Forschungsprozesses situiert; das ist selbst dann der Fall, wenn es um die Durchführung einer Feldphase geht. Die zweite Situierung (die des Beobachtens) macht es möglich, bezüglich der ersten (die des Beobachteten) die erforderliche Differenz einer forschenden Ausrichtung und analytischen Positionierung zu entfalten. Im Konzept der *Blickschneise* kommt dies reflektierbar zum Ausdruck.

Die im (theorieorientierten) Forschungsprozess situierten Praktiken sind grundlegend daran beteiligt, die in den beforschten Feldern situierten Praktiken überhaupt bemerken, beobachten und sie schließlich ‚als Praktiken‘ sichtbar machen zu können. Garfinkel (vgl. 1968) scheint dies zu berücksichtigen, wenn er anführt, die Medienpraxis des Notierens sei ein Teil der Handlungen, über die eine Notiz Auskunft gibt; entsprechend lässt sich folgern, dass auch die Medienpraxis der Kamerabeobachtung Teil der Handlungen ist, über die ethnographisches Filmmaterial Auskunft zu geben vermag. Beobachtetes, Medien des Beobachtens und Beobachtungspraktiken als ineinander verwoben zu denken bedeutet eine Verfeinerung dessen, was unter einer situierten Erforschung situierter Praktiken verstanden werden kann.

Solche produktiven (aneinander etwas bewirkenden) Situierungsdifferenzen ergeben sich an den Schnittstellen von Feld und Forschung sowie an denen von Forschungsergebnis und Rezeption, wie im Kapitel 4 zur *forschenden Rezeption* ausgeführt wurde. Das Aufeinandertreffen solch differenter Situierungen ermöglicht Prozesse der wechselseitigen Verfertigung einer Beobachtung; wir haben es eher mit einem *Agentiellen* Realismus als mit *Grounded Theory* zu tun. Im Rahmen der *kamera-ethnographischen Programmatik* wird die Situierung der eigenen Forschungspraktiken nicht allein von der Situierung der im Feld untersuchten Praktiken unterschieden und auseinandergehalten, sondern darüber hinaus wird dem Zusammentreffen von beidem die Bedeutung zugesprochen, für den Forschungsprozess, seine Erkenntnisgegenstände und möglichen Resultate eine konstitutive Rolle zu spielen. Dass die in einem Forschungsprozess situierten Beobachtungspraktiken und die im Forschungsfeld beobachtbaren situierten Praktiken aneinander zu ‚ihren‘ Darstellungen kommen, dies kann (mit Barad) als ihr ‚onto-epistemologischer‘ Zusammenhang verstanden werden und macht zugleich eine *reflexive Ethnographie* unverzichtbar.

Erkenntnis- und Seinspraktiken sind nicht voneinander trennbar; sie implizieren sich wechselseitig. Wir gewinnen keine Erkenntnis dadurch, dass wir außerhalb der Welt stehen; wir erkennen, weil wir *zur* Welt gehören. Wir sind Teil der Welt in ihrem je unterschiedlichen Werden. (Barad 2018 [2012]: 100)

Die Entwicklung der *Kamera-Ethnographie* wurde durch meine langjährige Teilnahme an ethnomethodologisch ausgerichteten Forschungskollektiven inspiriert und geprägt, hält sich jedoch dezidiert nicht an konventionelle ethnomethodologische Maximen. Dies ist sicherlich ein Grund dafür, mich besonders kritisch an diesem mir vertrauten Kontext ‚abzuarbeiten‘.

Reflexivität ohne Differenz?

Obwohl doch gerade in der *Ethnomethodologie* (Garfinkel folgend) von situierten Datenpraktiken ausgegangen wird, stimmen Prominente dieses Ansatzes einen raffinierten Abgesang auf die Reflexivität beim Forschen an. Das Credo: Nichts ist nicht reflexiv.

[R]eflexivity' is not an epistemological, moral or political virtue. It is an unavoidable feature of the way actions (including actions performed, and expressions written, by academic researchers) are performed, made sense of, and incorporated into social settings. In this sense of the world, it is impossible to be unreflexive. (Lynch 2000: 26f.)

Wenn alles immer schon reflexiv ist, braucht es nicht noch reflexiver zu werden. Lynch (ebd.) überschreibt seinen einschlägigen Text mit: *Against Reflexivity as an Academic Virtue*. Meinem Verständnis nach ist Reflexivität jedoch von besonderer epistemologischer Relevanz und mir liegt es auf der Zunge zu entgegnen: „Against ethnomethodology as an academic virtue“. Bietet der ethnomethodologische Forschungsansatz, als ein streng rekonstruktiv ausgerichtetes Vorhaben, keinerlei differenztheoretische Perspektive, die eine eigene Positionierung und deren Reflexion erfordert?

In a world without gods or absolutes, attempting to be reflexive takes one no closer to a central source of illumination than attempting to be objective. [...] In my view, ethnomethodological studies of discourse and practical action can help to dissolve the picture of reference that sets up the opposition between reflexive and objectivistic 'epistemologies'. The ethnomethodological version of constitutive reflexivity proposes no unreflexive counterpart. (Ebd.: 47)

Eine ‚einfache Reflexivität‘ – die der Alltagspraktiken – soll den Gegensatz zwischen reflexiven und objektivistischen Erkenntnistheorien aufheben, da Reflexivität sozialtheoretisch vorausgesetzt werden kann.

Doch lässt sich daraus der Schluss ziehen, die Annahme sei schlichtweg verzichtbar, dass Beobachtungen (mitsamt ihrer impliziten Reflexivität als einer situierten Praxis) am Hervorbringen des Beobachteten (mit dessen Reflexivität) beteiligt sind? Wenn dies für epistemologisch uninteressant erklärt wird, folgt daraus, eine Epistemologie der Differenz und deren Reflexion aus der Agenda der Forschenden zu streichen. Mir scheint dies die Grundlage einer repräsentationskritischen hervorbringenden Methodologie zu untergraben. Was wird bei einem solchen methodologischen Ansatz aus den epistemischen Dingen des Forschens?

Auf epistemische Dinge, so wie ich sie beschrieben habe, kann man noch nicht zeigen, sie haben also im alltagsweltlichen Sinne des Wortes keine Referenz. Wenn es hier so etwas wie Referenz gibt, dann ist sie immer unterstellt. Und sie muss – jedenfalls, wenn man es ernst meint – auch ohne präzise Bedeutung bleiben. (Rheinberger 2008, Min. 42:00)

Die Herausforderung noch nicht sichtbarer und zunächst referenzloser *epistemischer Dinge*, wie Rheinberger sie beschreibt, scheint sich in ethnomethodologisch orientierten Kontexten nicht zu stellen. In konsequenter Resonanz auf den eigenen methodologischen Ansatz besteht eine Neigung, dasjenige zum Forschungsgegenstand zu erheben, was für die an einer Situation Teilnehmenden selbst immer schon sichtbar und zugänglich sein muss, die Reflexivität und ‚public visibility‘ (vgl. Goodwin 2017) ihrer alltäglichen Praktiken, die sie in ‚natürlicher Einstellung‘ durchführen und dabei einander zeigen.⁸⁶ Dies bedeutet jedoch nicht, dass filmende Ethnograph:innen nichts weiter zu tun hätten, als auf den Wellen der ‚Sichtbarkeit für alle‘ im Forschungsfeld zu surfen und dabei die Kamera halbwegs technisch geschickt zu handhaben. Wie

86 Vgl. auch Wiesemann/Amann (2018), die mit Bezug auf Goodwin (vgl. 2017) anhand der Begriffe ‚co-operative action‘, ‚professional vision‘ und ‚public visibility‘ den öffentlich sichtbaren Charakter sozialer Praktiken anhand einer kamera-ethnographischen Standbildfolge (von Astrid Vogelpohl) herausarbeiten.

in Kapitel 1 und 2 (in diesem Buch) ausgeführt wurde, sind Differenz entfaltende Praktiken erforderlich, um eine positionierte kamera-ethnographische Beobachtung und ihre Materialisierung im Zusammenhang offener Forschungsfragen zu erzielen.

Rekonstruktive Forschungsansätze scheinen immun gegenüber einem Ansatz, der ausgehend von Nichtsichtbarkeit über Bewegungsimpulse und Entfaltung von Differenz operiert statt ausgehend von Sichtbarkeit über Fixierungstechnologie und Vermeidung von Differenz. Bezüglich der Eingriffe ethnographisch Forschender in die Prozesse der Hervorbringung *epistemischer Dinge* übt ein *Paradigma der Rekonstruktion* Löschpapiereffekte aus.

Löschpapier hat die Aufgabe, überschüssige Flüssigkeiten wie Tinte oder Druckerfarbe aufzunehmen und unerwünschtes Verwischen zu verhindern. (Wikipedia 2022a)

Das Ineinandergreifen und Verwischen von Medium, Methode und Beobachtungsergebnis gehören zur epistemologischen Begründung eines repräsentationskritischen Ansatzes wie der *Kamera-Ethnographie*. Im Umgang mit Situierungsdifferenzen, ihrem Aufeinandertreffen und Zusammenwirken spielen reflexive Praktiken als epistemische Praktiken eine besondere Rolle. Mit der grundlegenden Reflexivität von Praktiken allein ist dies nicht erledigt.

Epistemische Differenz entfalten

Es wäre jedoch ein Trugschluss anzunehmen, in der Ethnomethodologie würden keine *epistemischen Dinge* bearbeitet. Wir haben es allerdings mit einer speziellen Formatierung zu tun: Diese ‚Dinge‘ sind noch nicht erkannt – sonst wären es überhaupt keine Erkenntnisgegenstände –, gelten aber als vom Forschungshandeln unabhängig; sie sind für alle Beteiligten sichtbar, wurden jedoch noch nicht gesehen – zumindest kann niemand darüber berichten. Worum handelt es sich bei einem solchen

epistemischen Ding? Um eine Hervorbringung, Entdeckung, Rekonstruktion oder gar ein Kuckucksei? Dies ist ohne weiteres vorstellbar:

Von akademischen Kuckuckseltern wird deren Ei, als noch nicht ausgebrütetes epistemisches Ding, in ein gemachtes Nest – den Alltag des Feldes – gelegt und ab diesem Zeitpunkt dort verortet. Das Ei sei völlig identisch mit den dort üblicherweise gelegten Eiern, wird gemunkelt. Allein über die Methoden des Feldes und ohne eigene methodische, geschweige denn reflexive Intervention wird das Kuckucksei in differenzloser Nestgemeinschaft mit ausgebrütet. Sollte dieses Unternehmen funktionieren, dann schlüpft dabei schließlich der Vogel einer anderen Spezies und die Legende fliegt auf.

Ebenso passend, wie diese Polemik, scheint mir folgende Überlegung zu sein: Wer auch immer Forschung betreibt, verfertigt auch epistemische Dinge. Diese Dinge sind in diverse methodologische Programme verwoben und fallen recht unterschiedlich aus. Es lohnt sich, danach zu fragen, was denn wo unter dem jeweiligen Erkenntnisgegenstand verstanden wird und welche Rolle dabei die Entfaltung *epistemischer Differenz* spielt. In der Beantwortung dieser Frage eröffnet der Ansatz einer *situierter Methodologie* eine kritische Perspektive auf die Identifikation epistemischer Dinge und ihre methodologische Eingebundenheit. An drei Varianten des Umgangs mit dem ‚Ordnen‘ beim Forschen lässt sich dies verdeutlichen: Ordnung rekonstruieren, arrangierendes Ordnen, sich ordnen lassen.

Ordnung rekonstruieren: Forschungsvorhaben, die ihren Erkenntnisgegenstand im Rahmen eines *rekonstruktiven Paradigmas* ansiedeln, machen das Aufzeigen von Ordnung (Interaktionsordnung/Ordnung einer Situation) zu ihrem *epistemischen Ding*. Beobachtet wird beispielsweise, wie Praktiken des Feldes ordnen, geordnet verlaufen und dabei Ordnungen hervorbringen. Insofern Forschende in diesem Zusammenhang annehmen, ihr Untersuchungsgegenstand sei registrierend dokumentierbar und an ‚natürlichem Datenmaterial‘ rekonstruierbar, ruft dies im Handumdrehen Ideologien der Aufzeichnung und Repräsentation auf den Plan. Durch kamera-ethnographische Beobachtungen

lassen sich auch in solchen Forschungskontexten Qualitätsgewinne erzielen, doch schöpft dies das Potential kamera-ethnographischer Methodologie bei weitem nicht aus. Meist dauert es nicht lange, bis Kamera-Ethnograph:innen gefragt werden: „Und was war davor und was kommt danach?“ Verlaufsrekonstruktion und Aufzeichnungslogik paaren sich allzu gern.

Arrangierendes Ordnen: Auch im Falle der *Kamera-Ethnographie* wird von *Wie-Fragen* und *situierten Praktiken* – inklusive ihrer *Reflexivität* als Alltagspraktiken – ausgegangen. Hierin zeigt sich die ethnomethodologische Prägung des Ansatzes. Über eine kamera-ethnographische Herangehensweise lassen sich jedoch andere *epistemische Dinge* bearbeiten. Dies hängt mit ihrem experimentell arrangierenden statt rekonstruierenden Forschungsstil zusammen, der sich am Vorhaben einer *zeigenden Grammatik/übersichtlichen Darstellung* (in Anlehnung an Wittgenstein) orientiert. Anstelle von ‚Situationen und ihren Praktiken‘ treten ‚Praktiken und ihre jeweilige Situierung‘; anstelle von ‚Rekonstruktion sozialer Ordnung‘ tritt das ‚Ordnen‘ als eine prüfende, Unterscheidungen und Zusammenhänge stiftende Praktik der Forschenden. Mit dem Ziel, situierte Praktiken in ihrer Diversität, ihren Überlappungen, Übergängen und Grenzen zu untersuchen, nimmt auch das *epistemische Ding* entsprechend komplexe Formen an. Dabei bleibt der Bezug auf einen Erkenntnisgegenstand des Forschens, der weder als (schon) sichtbar vorausgesetzt noch als endgültig feststellbar angenommen werden kann, Dreh- und Angelpunkt kamera-ethnographischer Erfahrungs- und Wissensprozesse.

Sich ordnen lassen: Neben ‚Ordnung‘ als einem rekonstruierbaren Erkenntnisgegenstand und einem versuchenden ‚Ordnen‘ als epistemischer Praxis sind weitere Varianten denkbar, in denen Methodologien die einen oder anderen *epistemischen Dinge* hervorbringen. ‚Sich ordnen lassen‘ könnte einen Forschungsstil beschreiben, den Heike Behrend als Ethnologin am eigenen Leibe erprobt hat. In der Kurzbeschreibung ihres Buches *Menschwerdung eines Affen* (Behrend 2020) heißt es:

In den wenig schmeichelhaften Namen – „Affe“, „Närrin“ oder „Kannibale“ –, die der Ethnologin in Afrika gegeben wurden, wird sie mit fremder Fremderfahrung konfrontiert und muss sich fragen, welche Wahrheit diese Bezeichnungen zum Ausdruck bringen, welche koloniale Geschichte sie erzählen und welche Kritik sie an ihrer Person und Arbeit üben. Mit dem Bericht über vier ethnografische Forschungen in Kenia und Uganda in einem Zeitraum von fast fünfzig Jahren reflektiert Heike Behrend auch die Fachgeschichte der Ethnologie und die Veränderungen des Machtgefüges zwischen den Forschenden und den Erforschten, die sie am eigenen Leib erfährt. (MSB o.D.)

Sich einer anderen Lebenswelt mit Haut und Haaren auszusetzen und dabei zu reflektieren, wie dieses Feld in einem Prozess der Begegnungen über die Jahre hinweg die Ethnographin einordnet, kategorisiert, anpasst und formt, ist eine weitere methodologische Variante, in der Erfahrung, Begegnung, Sich-Ordnen-Lassen, Ordnen und Auf-Ordnungen-Stoßen bzw. -Gestoßen-Werden in ein *epistemisches Ding* münden, dass in diesem Fall autobiographisch und anhand von Blicken des Feldes auf die Ethnographin zur Darstellung kommt. Die Differenz zwischen situierten Praktiken im Feld und situierten Forschungspraktiken erscheint im ethnologischen Kontext durch kulturelle Differenz gesteigert. Anstelle von Strategien des Befremdens des allzu Vertrauten treten Entfremdungsbe mühungen. Behrend gibt schließlich ihr in diesem Prozess gewonnenes Wissen an die Beforschten weiter bzw. an sie zurück, die ihrer Einschätzung nach den ethnographischen Wissensprozess ohnehin gesteuert und bewacht haben (vgl. Gogos 2021).

Rekonstruktion und Experiment sind unterschiedliche Wege, auf denen nicht dieselben epistemischen Dinge bearbeitet werden; Erkenntnisgegenstände wiederum beeinflussen ihrerseits die Wahl und Begründung epistemischer Praktiken – inklusive der Handhabung einer Kamera. Sie verleihen oder entziehen medialen und methodologischen Zugängen je nach Passung Legitimität und Attraktivität.

Der Mond Swedenborgs ist etwas anderes als der Mond Maxwells, sein Himmel und sein Gott haben weder bei Bergson noch bei Maxwell Entsprechungen. Sein Erkennen, d.h. zu enträtseln, was ein gewisser Gegenstand „bedeutet“, ist etwas anderes als das Erkennen Bergsons, d.h. sich in diesen Gegenstand einzufühlen, oder das Erkennen Maxwells, d.h. ihn zu vermessen. (Fleck 1983 [1936]: 90)

Welches Wissen? Reflektieren als Kompass im Differenzraum

Erkenntnisinteressen beim Forschen als positioniert zu verstehen, legt den Austausch darüber nahe, um welches und wessen Wissen es sich hier und jetzt gerade handelt. Der im Rahmen der *Kamera-Ethnographie* entwickelte pragmatische Ansatz einer *situierter Methodologie* reagiert auf diese Frage mit einem reflexiven Verständnis von Forschung als einem Zusammenhang, der es stets mit mehr als einer Situierung zu tun hat und auch haben muss, damit die Entfaltung beobachtender Differenz als Voraussetzung neuen Forschungswissens gelingen kann. Von *situierter Methodologie* auszugehen, leitet dazu an, geeignete Schnittstellen von Feld, Forschung und Gesellschaft, Medium und Methode aufzuspüren, sich bewusst zu machen und dieses Situierungsgemenge wiederum situiert zu gestalten. Damit ist zum einen angesprochen, dass Forschung Relevanzen setzt und interessiert etwas anbahnt, was sich als Unterscheidung und Zusammenhang, Erfahrung und Einsicht epistemisch formen, fassen und einem Publikum gegenüber zeigen lässt, dass in die situierter Verfertigungsprozesse selbst mit einsteigt.

Damit ist zum anderen angesprochen, dass Forschung nicht allein alltägliche Praktiken untersucht, sondern sich dabei selbst in einem beobachtbaren Forschungsalltag befindet, der unterschiedliche Situationen und Rahmungen umfasst, in denen Dynamiken von Wissen und Nichtwissen in diversen Spannungsverhältnissen auftreten und

bearbeitet werden. Knorr Cetina hat darauf hingewiesen, dass derlei Erkenntnisse aus der ethnographischen Wissenschaftsforschung einen großen Teil dessen zum Verschwinden bringen, was Natur- von Sozialwissenschaften zu unterscheiden vermag.

If natural science reality is an upshot of a methodological practice which ethnographic studies of science depict as reflexive and constructive (decision-impregnated, transformational, artifactual), as socially occasioned, subject to an indexical logic, and embodied in discourse which includes its own referent, then a large portion of the presumed distinction between the two sciences disappears. (Knorr Cetina 1983: 171)

Indem davon ausgegangen werden kann, dass methodologische Wissensregister in der Praxis situativ angepasst werden, sich abwechseln, überlagern und verschieben, mag dies auf den ersten Blick ein ‚unordentliches Bild‘ von Forschungspraxis ergeben. Daraus ergibt sich jedoch eine ‚prozessuale Systematik‘, deren Merkmal gerade ihre permanenten situierten Ausrichtungen und Umbauten sind, über die Forschungsprozesse praktisch gelingen, und dies umso beeindruckender, je radikaler damit pragmatisch statt ideologisch umgegangen wird.

